Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 31 (1969)

Artikel: Die Deutschschweizer im Berner Jura
Autor: Gerber, Abraham
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-245075

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE DEUTSCHSCHWEIZER IM BERNER JURA

Von Abraham Gerber

SPRACHENPOLITISCHER ÜBERBLICK

Es tut uns leid, daß bei vielen Freunden unseres kleinen Landfleckens ein unangenehmes Gefühl aufkommt, wenn von ihm die Rede ist. Man sieht eben in diesem Zusammenhang nicht mehr so sehr die prächtige, hochgelegene Landschaft mit den ausgedehnten Weiden, den mächtigen Tannen und dem freilebenden Vieh, als die fortwährenden Unannehmlichkeiten, die uns das sogenannte jurassische Malaise seit über 20 Jahren verursacht hat. — Es handle sich dabei, so hat man uns immer wieder gesagt, um ein Minderheitenproblem. Eine welsche Minderheit werde durch eine deutschsprachige Mehrheit im Kanton Bern beherrscht und unterdrückt. Daß diese welsche Minderheit alle gesetzlichen, kulturellen und religiösen Rechte genieße, versichert man uns von der Gegenpartei.

Man mag über diese Fragen denken wie man will; dem objektiven Betrachter muß es auffallen, daß dabei immer nur von welschen Minderheiten die Rede ist, und der im Berner Jura seit Jahrhunderten ansässigen deutschsprachigen Minderheit spricht man kurzerhand die Daseinsberechtigung ab. Auf separatistischer Seite wagt man heute sogar zu behaupten, daß diese Leute im Jura überhaupt kein bürgerliches Mitspracherecht hätten. Da wo sie über die Urne ihre Meinung zum Ausdruck gebracht haben, spricht man einfach von einer Fälschung der Abstimmungsergebnisse.

Dabei kann man aber feststellen, daß diese, mindestens sprachlich tatsächlich unterdrückte Minderheit trotz allem besteht, wenn auch zum großen Ärger der ethnischen Chauvinisten. Die Zahlen aus der Volkszählung von 1960 beweisen dies zur Genüge. Darnach ergibt die Sprachverteilung in den jurassischen Bezirken folgendes Bild:

	Französisch	Deutsch
Neuenstadt	3 407	1 270
Courtelary	18 302	5 277
Münster	22 091	5 513
Freiberge	7 505	1 023
Pruntrut	22 274	2 392
Delsberg	18 894	3 661
Laufen	275	10 761
Total	92 748	29 897

Von 100 Jurassiern sprechen demnach 76 welsch und 24 deutsch, von 100 Bernern (Alter Kanton und Jura zusammen) 84 deutsch und 16 welsch. Rechnet man im Jura den deutschsprachigen Bezirk Laufen nicht ein, so betragen die Deutsch-

schweizer in den sogenannten welschen Bezirken immerhin noch über 18 Prozent. Den Vergleich zwischen dem Schutz, den die Deutschschweizer im Jura genießen und demjenigen der Welschen im Kanton Bern wollen wir uns hier ersparen.

Würde man aber bei diesen Zahlen nicht die Sprache sondern Namen und Bürgerort berücksichtigen, so ergäbe sich ein noch wesentlich anderes Bild. Darüber besteht aber unseres Wissens keine Statistik. Einigermaßen eine Ahnung über die Verteilung der Bevölkerung nach ihrer Herkunft vermag uns das Telephonbuch zu vermitteln. Wir verglichen zu diesem Zweck die Namen der Telephonabonnenten aus drei Ortschaften. Im Südwesten, dicht an der neuenburgischen Grenze liegt La Ferrière. Hier finden wir 65 deutsche und nur 19 französische Familiennamen. Courrendlin, unweit von Delsberg, zählt 195 Abonnenten mit deutschem und 115 mit welschem Familiennamen und in Courgenay (Ajoie) tragen 128 einen welschen und 75 einen deutschen Familiennamen. Einem großen Teil dieser ursprünglichen Deutschschweizer ist aber die deutsche Sprache durchaus fremd. In vielen Fällen heißt es etwa, der Großvater habe nur deutsch gesprochen, der Vater habe noch einigermaßen Deutsch gekonnt, aber die Kinder verständen nur noch Französisch.

Eine andere Lage herrscht allerdings in den abgelegenen Gebieten, auf den Bergen, in entfernten Einzelhöfen oder Weilern. Sehr oft wohnen hier seit vielen Generationen Deutschschweizer Familien, die noch in ihrer hergebrachten Mundart miteinander verkehren. Sogar die Tatsache, daß man heute den weitaus größten Teil ihrer Schulkinder in welsche Schulen steckt, hat die Lage nur insofern verändert, daß diese Kinder nun ein schlechtes Deutsch und ein noch schlechteres Französisch sprechen. Diesbezügliche Erfahrungen begegnen einem auf Schritt und Tritt. Man darf sich darum nicht verwundern, wenn einem auf den Jurahöhen folgende Ausdrücke zu Ohren kommen: «Hans, tue mer schnäll ds Koridor wüsche, s'il te plaît! U du Käthi, tuesch die Löffu i ds Tiroir u das Saladier uf ds Tablar ueche. Dr Peter reicht schnäu es Bouquet im Garte; mir überchöme hüt Visite. Schad, daß Grandmama nit besser cha loufe. Ds Bei tuet ere so weh, si chas fasch nid buschiere!»

Ob sich das Deutsch auf die Dauer trotz allem halten wird? Es ist bestimmt nicht leicht, darüber eine Prognose aufzustellen, und die Meinungen gehen ja bekanntlich darüber auch stark auseinander. Letzthin wurden wir, ganz zufällig, Zeugen eines diesbezüglichen Gesprächs zwischen zwei Lehrern. Beide unterrichten an einer welschen Landschule. Herr B. beklagte sich darüber, daß von seinen 31 Schülern 22 außerhalb der Schule nur deutsch sprächen. Herr F., der in einer französischen Umgebung unterrichtet, meinte, dies sei leider die Not unserer Generation; in 20 Jahren würde aber sicher niemand mehr deutsch reden. Herr B. korrigierte aber diese Ansicht sofort mit der Bemerkung, das sehe theoretisch vielleicht so aus, aber die Wirklichkeit beweise ihm das Gegenteil. Von seinen ehemaligen Schülern hätten bis heute fünf geheiratet, und alle hätten ihre Frauen in der deutschen Schweiz geholt. Keine von ihnen spreche auch nur einigerma-

ßen französisch und in allen fünf zukünftigen Familien werde wieder das Deutsche zur Umgangssprache.

Eine Kollegin, welche an einer Bergschule unterrichtet, die schon am Anfang unseres Jahrhunderts auf Französisch umgestellt hatte, äußerte sich über die Sprache der Kinder wie folgt: «C'est très pénible. La grande partie des enfants qui commencent l'école n'a aucune notion du français.»

Diese Tatsachen beweisen immerhin, daß es noch Jurassier gibt, die auf jene «kulturelle Beförderung» verzichtet haben, welche Herr Béguelin mit folgenden Worten schildert: «... les uns et les autres ... considèrent pour eux-mêmes l'assimilation comme une promotion dans l'ordre culturel ... Inversement, tomber pour soi et pour sa postérité du noble français dans un quelconque ‚Berndütsch' est ressenti comme un sérieux recul, comme un handicap intellectuel ...» (Le Jura des Jurassiens, p. 72)

Abgesehen davon, daß jeder normale Mensch eine gewisse Liebe zur Sprache seiner Väter hat, mag auch folgender Umstand die Sprachentreue vieler Deutschschweizer fördern: Sehr oft siedelt sich aus einem Familienkreis der deutschen Schweiz eine einzelne Familie im Jura an. Die Beziehungen zu den Verwandten werden aber trotz der Entfernung aufrechterhalten. Sind einmal die Söhne einer solchen Familie der Schule entwachsen, so müssen sie nicht selten bei den Verwandten, oftmals auf dem großväterlichen Heim, das Bauern erlernen. Auf diese Weise ergeben sich auch in der zweiten und dritten Generation Bindungen an die frühere Heimat, die oft stärker sind als die zur neuen Umgebung.

DEUTSCHE ORTS- UND FLURNAMEN

Wer sich mit Deutschschweizern unterhält oder sich auf einer Jurawanderung auch nur bei solchen nach dem Weg erkundigt, wird bald merken, daß hie und da für ihn unverständliche Ortsbezeichnungen gebraucht werden. Diese können verschiedenen Ursprung haben. Am meisten verbreitet sind aber jene Namen, die ihre Wurzeln in einem örtlichen Dialekt, dem «Patois», haben. Durch eine deutsch gefärbte Aussprache entstanden dann Ausdrücke wie:

«Porpete» für «Bois Rebetez»,
«Tschäri» für «Chez Henri»,
«Tschewabe» für «Chez Vaubert»,
«Bodri» für «Bois Derrière»,
«Etscha» für «Es Chaux» oder «Les Chaux»,
«Tschaamung» für «Chaumont»,
«Rischere» für «Derrière Jorat».

Etwas weniger gebräuchlich sind heute solche Bezeichnungen für größere Ortschaften wie zum Beispiel:

«Ebo» für «Les Bois»,
«Lesanebo» für «Les Emibois»,
«Möria» für «Muriaux»,
«Bäschco» für «Bassecourt».

Viele jurassische Ortschaften haben natürlich neben dem gebräuchlichen französischen Namen auch einen deutschen. Die Deutschjurassier machen ihre Einkäufe nicht in Tramelan sondern in Tramlingen, nicht in Tavannes sondern in Dachsfelden, nicht in Reconvilier sondern in Roggwil. Daneben sind Namen wie Münster, Delsberg, Pruntrut und Sankt Immer noch allgemein bekannt.

Siedlungen, die von Deutschschweizern erbaut worden sind, was besonders auf den Bergen keine Seltenheit ist, haben oft auch nur einen deutschen Namen bekommen. Diesen Namen hat man heute oft einen französischen Artikel beigefügt und, so gut oder so schlecht es geht, auch eine französische Aussprache gegeben. So gibt es heute Höfe mit den folgenden Namen: Le Grimm, Le Schiltli, La Brotheiteri, La Métairie de Werdt, La Steiner, La Thellung, Le Schilt, Le Grabe, Le Hubeli, Le Pletz, Le Roßberg, Le Houbel, La Schnegg, La Sommer, La Tanne, La Buche, La Daxelhofer, Chez Wittmer, Chez Zingg usw.

Wiesen und Weiden, welche im Grundbuch keinen Namen, sondern nur eine Nummer haben, bekamen im Laufe der Zeit deutsche Namen, die auf ihre Eigenart, ihre Verwendung, ihre Bodenbeschaffenheit oder auch ihre früheren Besitzer hinweisen. So findet man mitten in den Freibergen ein «Muniweidli», ein «Höllenloch», ein «Wagnerloch» (es gehörte früher einem Wagner). Eine Felsenhöhle trägt im Volksmund den Namen «Geißchilchli», ein kleiner Teich wird «Frösche-weier» genannt und einige Bauernhöfe, welche von Tannenwald umgeben sind, werden als «Chrisviertel» bezeichnet.

Nur selten wurden Ortsnamen aus dem Französischen übersetzt, wie zum Beispiel

«Hüehnere» von «Les Gérinnes» (Dialektausdruck für Hühner),
«Schufle» von «La Paule» (Dialektausdruck für Schaufel),
«Fürstenberg» von «Colline aux Princes».

Gelegentlich sind auch Verdeutschungen vorgekommen, bei denen der französische Wortklang beibehalten wurde. Dies ist zum Beispiel der Fall bei «Schangisboden», dessen französischer Name «Le Jean Gui» lautet. Schangisboden ist also der «Boden des Jean Gui».

DIE TÄUFER

Diese allgemeinen Feststellungen über die deutsche Sprache im Berner Jura könnten nun die übrigens weit verbreitete Meinung aufkommen lassen, bei die-

sen Deutschjurassiern handle es sich größtenteils um Täufer. In Wirklichkeit können aber jene Leute, die eh und je ein Dorn im Auge der Kantonsspalter waren, nicht mit großen Zahlen aufwarten. Sie werden auch von keiner Statistik erfaßt und nicht einmal in den eigenen Reihen wird eine Mitgliederliste geführt. Schätzungsweise mögen es bei 2000 Personen sein, die über den ganzen Berner Jura verstreut sind. Die Kinder werden als Gemeindeglieder noch nicht mitgezählt.

Ihr Name

Auf kirchlicher und besonders auf internationaler Ebene werden die Täufer auch als Mennoniten bezeichnet. Schon dieser doppelte Name führt immer wieder zu Mißverständnissen und Verwechslungen. Allein beide Namen haben ihren geschichtlichen Hintergrund und werden deshalb wohl weiter bestehen. Aus der jahrhundertealten Überlieferung sowie aus vielen Geschichtsbüchern stammt ferner der Name «Wiedertäufer», welcher seinerseits Verwechslungen mit den Wiedertäufern aus den deutschen Bauernaufständen verursachte. Die Bezeichnung «Wiedertäufer» steht überdies im Widerspruch zu Dogma und Praxis der Mennoniten. Am weitesten ist unter dem Volk wohl der Begriff «Täufer» verbreitet, welcher dem offiziellen Namen der Schweizer Täufer «Taufgesinnte Gemeinden» sicher am nächsten kommt. Die Mennoniten in Holland nennen sich übrigens auch «Doopsgezinde Societät». Hauptsächlich von Amerika, aber auch von Deutschland her verbreitet sich immer mehr der Name «Mennoniten». Diese Bezeichnung ist auf einen ehemaligen katholischen Priester aus den Niederlanden zurückzuführen. Dieser Menno Simons, welcher später als überzeugter Täufer die verfolgten und zum Teil wankelmütig gewordenen «Brüder» der Reformationszeit durch Schriften und als Reiseprediger zu Gemeinden gesammelt hat, war für sie von großer Bedeutung. So wurde sein Name schon früh mit dieser Bewegung verbunden. Aber gerade in Europa hielt sich die Bezeichnung Mennoniten nicht lange. Obschon Menno Simons von den Täufern hoch geschätzt wurde, wollten sie mit einer Gemeinschaft, die allein Christus als Haupt anerkennen konnte, keinen Menschennamen verbinden.

Ihre Geschichte

Über den eigentlichen Ursprung des Täufertums sind sich zwar nicht einmal die Geschichtsforscher einig. Als Tatsache darf immerhin festgehalten werden, daß um das Jahr 1523 im Freundeskreis des Reformators Zwingli heftige Meinungsverschiedenheiten über die Gestalt der werdenden Reformationskirche entstanden. Felix Manz, Sohn eines Zürcher Chorherrn, und sein Freund Konrad Grebel forderten mit ihrem Anhang eine radikale Erneuerung der Kirche nach dem Vorbild der Urgemeinde in Jerusalem, eine vom Staate unabhängige, der Bibel entsprechende neue Gemeinde. In ihr sollte es nur freiwillige Mitgliedschaf-

ten solcher geben, die sich auf ein subjektives Erleben der Sündenvergebung berufen konnten. Nach eifrigem Studium der Heiligen Schrift wurde auch die Kindertaufe als unbiblisch verworfen, und im Jahre 1525 begann man mit der «Taufe auf den Glauben». Es kam bald zu einem offenen Kampf zwischen Zwingli und seinen ehemaligen Freunden, bei dem allerdings mit ungleichen Waffen gekämpft wurde. Auf Zwinglis Seite stand der Rat von Zürich mit der religiösen Überzeugung, alle Irrenden gewaltsam in den Schoß der Staatskirche zurückbringen zu müssen. Die Täufer ihrerseits verwarfen jede Gewaltanwendung in Glaubensangelegenheiten. So kam es schließlich zur erbitterten Verfolgung der Täufer. Als erster Täufer-Märtyrer wurde am 5. Januar 1527 Felix Manz in der Limmat ertränkt.

Trotzdem fand bereits im Hinrichtungsjahr des Felix Manz in Schleitheim eine erste internationale Täuferkonferenz statt, welche ein erstes täuferisches Glaubensbekenntnis niederschrieb. Ebenfalls im Jahre 1527 wurde zwischen Zürich, Bern und St. Gallen ein Konkordat abgeschlossen, in welchem vereinbart wurde, wie man gemeinsam gegen die Täufer vorgehen wolle, die man bereits im ganzen Gebiet der heutigen Schweiz fand. Besonders in Bern, und hier vor allem im Emmental, breitete sich das Täufertum stark aus, obwohl nicht bekannt ist, daß Zürcher Täufer im Bernbiet missioniert hätten. Es begann auch hier eine systematische Verfolgung dieser Abtrünnigen und viele (es sind bis heute über 40 Namen bekannt geworden) mußten ihren Glauben mit dem Tode bezahlen. Später wurde unter dem Druck der öffentlichen Meinung, zu dem auch eine mehrfache Einsprache der holländischen Glaubensgenossen über ihre Regierung gehörte, die Todesstrafe durch Landesverweisung ersetzt. Damit begann die Auswanderung der Schweizer Täufer in alle Welt.

Viele dieser Glaubensflüchtlinge ließen sich damals in dem zum Deutschen Reich gehörenden Bistum Basel nieder, also im heutigen Berner Jura. Hier pachteten oder kauften sie um billiges Geld größere Landstücke und machten sie in zäher Arbeit zu stattlichen Bauerngütern. Auf diese Weise wurden sie für viele Gebiete des Berner Jura die ersten Siedler. Als fleißige Bauern wurden sie von ihren Nachbarn geschätzt und von den Fürstbischöfen meistens geduldet. Virgile Rossel, der die Täufer aus persönlichen Beziehungen kannte, sagte von ihnen: «. . . ils ont su mettre en valeur la portion la plus ingrate du sol jurassien.»

Obschon man ihnen das Abhalten von Gottesdiensten bald nicht mehr verbot, fingen die Täufer doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, ihre Gotteshäuser zu bauen. Leider weiß man aber über die Geschichte der Zwischenzeit sehr wenig. Nie wurde, aus Furcht vor neuen Verfolgungen, ein Mitgliederverzeichnis geführt, und erst im Jahre 1893 wurde wieder ein Konferenz-Protokoll verfaßt. Im Jahre 1817 ordnete der Staat Bern zwar eine Täuferzählung an, welche ergab, daß im Jura 263 Täufer wohnten. Diese Zahl ist aber nicht sehr überzeugend.

Neben den äußeren Verfolgungen gab es aber auch innerhalb der Täufergemeinden Auseinandersetzungen, die sie verschiedentlich tief erschütterten. Schon im

17. Jahrhundert kam es zur Abspaltung der «Amischen Täufer» (nach ihrem Vorsteher Jakob Ammann also genannt), die eine strengere Gemeindeführung anstrebten. Anfang Mai 1835 wurden 60 Personen von der Konferenz ausgeschlossen, weil sie eine andere Ansicht über Taufe und Gemeindezucht vertraten. So entstand die Gemeinschaft der Neutäufer. Später lief das Täufertum Gefahr, in einem toten Traditionalismus zu erstarren, bis es im Kontakt mit Glaubensbrüdern aus dem Ausland neue Lebenskräfte empfing.

Die Bundesverfassung von 1874 brachte den Täufern volle Glaubensfreiheit, aber auch staatsbürgerliche Verpflichtungen wie den obligatorischen Militärdienst, in dessen Rahmen allerdings der waffenlose Sanitätsdienst gestattet wurde. Viele Täufer machten von diesem Vorrecht Gebrauch, da sie grundsätzlich jede Gewaltanwendung verwarfen. Immerhin finden wir heute auch zahlreiche Täufer bei andern Waffengattungen, weil sie die schweizerische Neutralitätspolitik und somit auch die Armee mit ihrem rein defensiven Charakter voll anerkennen. In dieser Beziehung stehen aber die Täufer verschiedener anderer Länder immer noch vor schweren Gewissensfragen.

Ihre Sprache

In politischen Kreisen des Berner Jura scheint man heute von den Täufern nur noch eines zu wissen, nämlich daß sie «fanatisch» an der deutschen Sprache hangen. Es trifft zwar zu, daß sich bei ihnen die Sprache in beinahe erstaunlicher Weise durch vier Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Herr Béguelin, der Wortführer der jurassischen Separatisten, kann sich das nur damit erklären, «daß der Herrgott der Täufer leider nur Deutsch versteht.» Wer jedoch der Sache ehrlich nachgeht, der muß bald merken, daß die Hintergründe dieser Sprachentreue anderswo zu suchen sind. Da ist zunächst einmal das Deutsch die Verbindungssprache einer weltweiten Mennonitenkirche. Mit Deutsch und Englisch kann man mit den Mennoniten der ganzen Welt verkehren, während dem Französisch in diesen Kreisen praktisch keine Bedeutung zukommt. Ihre Sprache aufgeben würde demnach für die Juratäufer heißen, weitgehend die Beziehungen zu ihren Glaubensgenossen aufgeben. Dann ist aber auch beinahe alles, was in vier Jahrhunderten von Täufern und über Täufer geschrieben worden ist, in deutscher Sprache abgefaßt. Es geht darum bei der Sprachentreue der Täufer auch um eine gewisse Verbundenheit dieser Leute mit ihrer Geschichte.

Neben diesem eher konfessionellen Faktor müssen wir aber noch einen mehr geographisch-kulturellen in Betracht ziehen. Die Täufer lebten und leben zum Teil heute noch in mehr oder weniger geschlossenen Kolonien, und auch wer außerhalb wohnt, fühlt sich mit ihnen verbunden. Das öffentliche Leben spielt sich zu einem großen Teil in den eigenen Kreisen ab. Zusammen wird gesungen, zusammen werden Feste gefeiert und zusammen werden auch die Lasten getragen. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl hindert die Täufer allerdings nicht, auch die Kontakte nach außen zu pflegen. Den Täufern des letzten Jahrhunderts waren,

neben ihrer Muttersprache, die jurassischen «Patois» (französische Dialekte) durchaus geläufig und heute sprechen die meisten beinahe so gut französisch wie deutsch. Trotzdem fällt es ihnen schwer, im freien Berner Jura auf ein Recht zu verzichten, dessen sich die Täufer von Santiago bis hinter den Ural erfreuen, nämlich auf das Recht, sich in ihrer Muttersprache auszudrücken und diese auch gebührend zu pflegen.

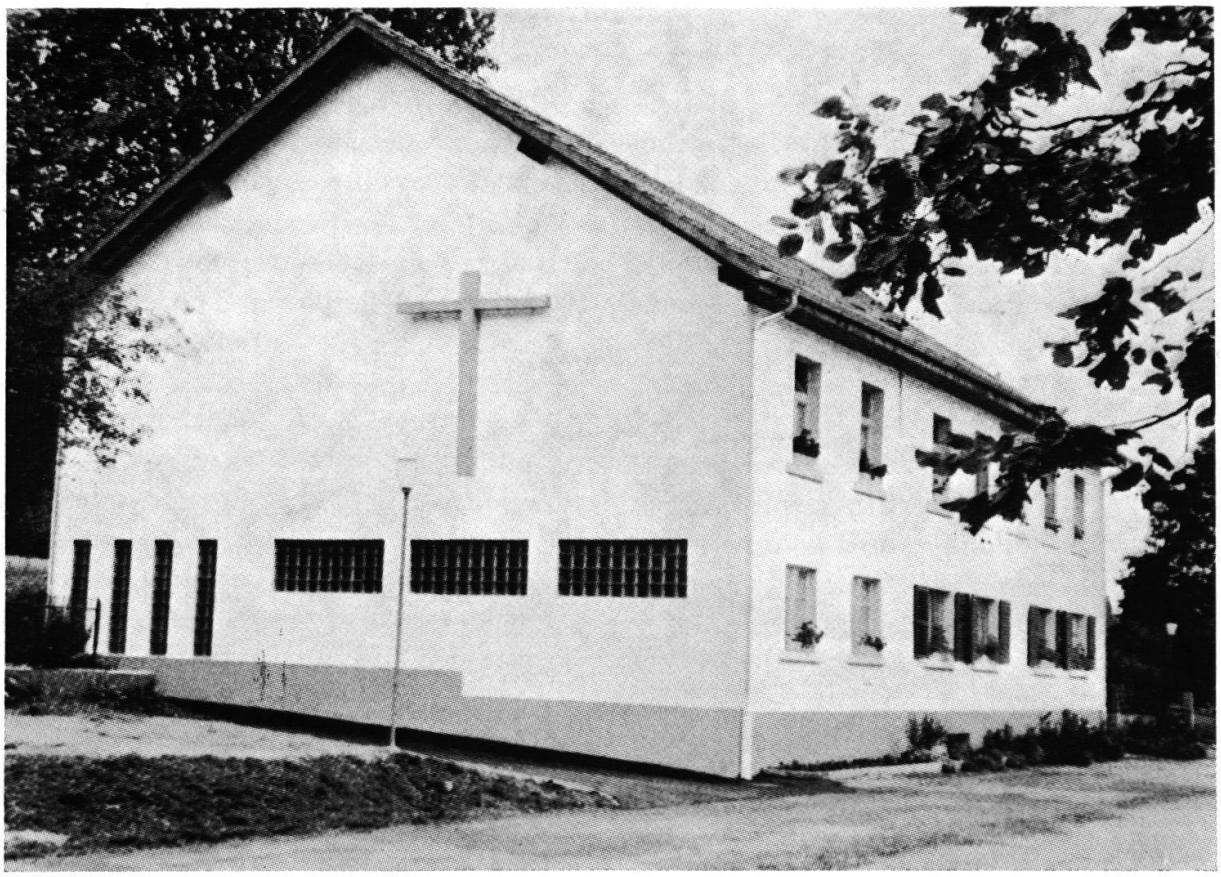
Ihre Schulen

Gegenwärtig bestehen im sogenannten französischen Teil des Berner Jura noch sechs Täuferschulen, wo der Unterricht zur Hauptsache in deutscher Sprache erteilt wird. In diesen Schulen werden sieben Klassen mit 133 Schülern unterrichtet. Daneben zählen die welschen Schulen über 17 000 Kinder. Diese Täuferschulen sind alle aus alten Familienschulen hervorgegangen, welche wohl schon im 18. Jahrhundert von einzelnen Täuferfamilien gegründet und unterhalten worden sind. Drei von ihnen wurden später von den politischen Gemeinden als öffentliche Schulen anerkannt und weitergeführt. Es sind dies: Moron, Montbautier und Mont-Tramelan. La Chaux-d'Abel, La Pâturatte und Jeangisboden sind Privatschulen geblieben, erhalten aber Staatsbeiträge.

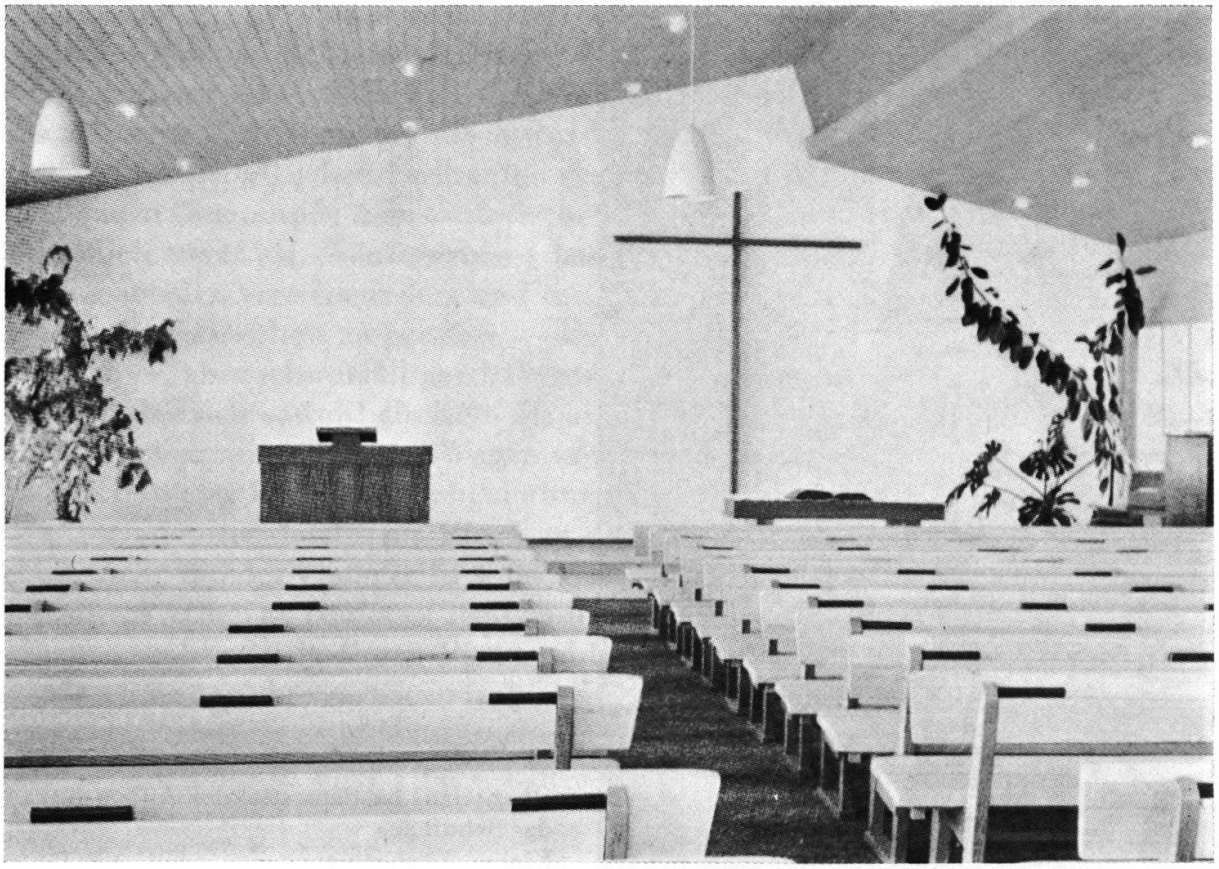
Nun kommt, in Unkenntnis der wirklichen Sachlage, sogar in amtlichen Kreisen die Meinung auf, die in diesen Schulen unterrichteten Kinder seien später beruflich benachteiligt. Diese offensichtlich einem Wunschdenken entsprungene Meinung hält aber einer objektiven Betrachtung nicht stand. Es muß im Gegenteil immer wieder festgestellt werden, daß Kinder, welche außerhalb der Schule keine Gelegenheit haben, französisch zu lernen, selten so weit kommen, daß sie den Anschluß an die Mittelschule bekommen. Umgekehrt lernen die Kinder aus den Täuferschulen gewöhnlich so viel Französisch, daß sie dem Unterricht in der Berufsschule folgen können. Für diejenigen, die in eine höhere Mittelschule übertreten wollen (Gymnasium oder Seminar), ist Biel nicht weiter als Bienne.

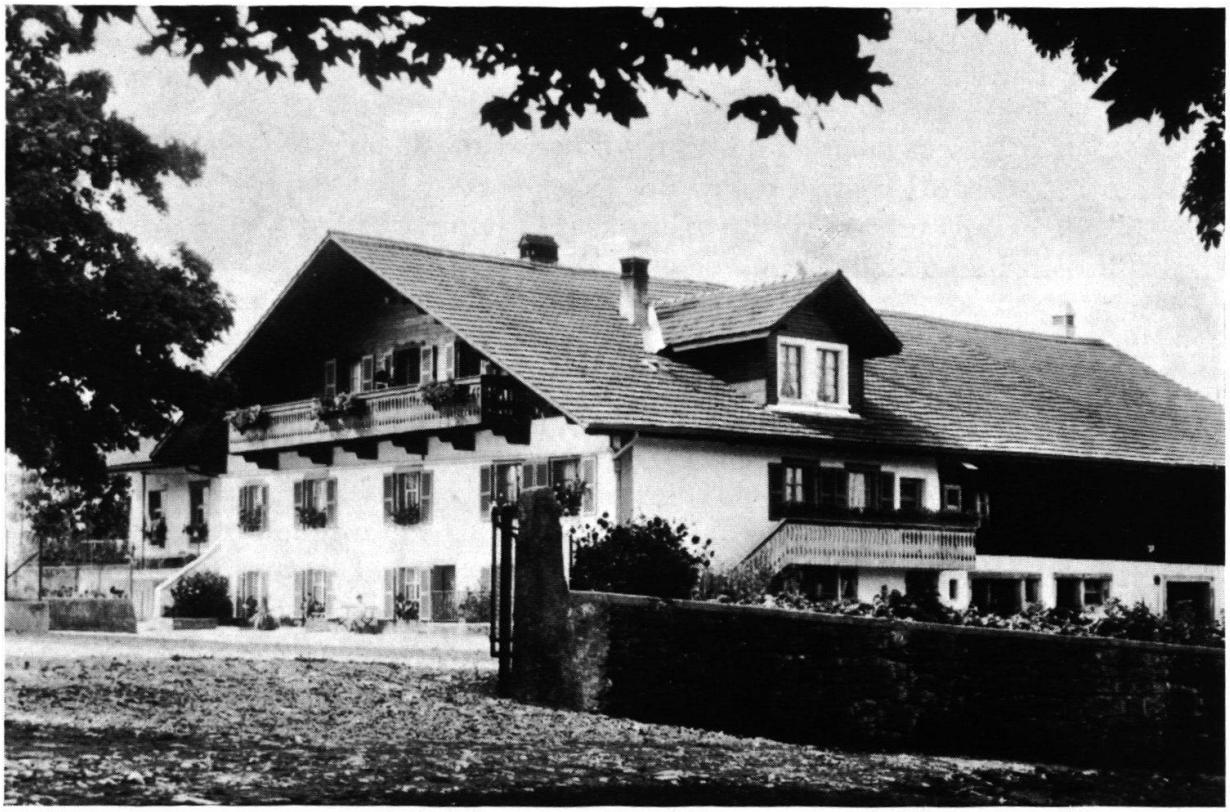
Ihr kirchliches Leben

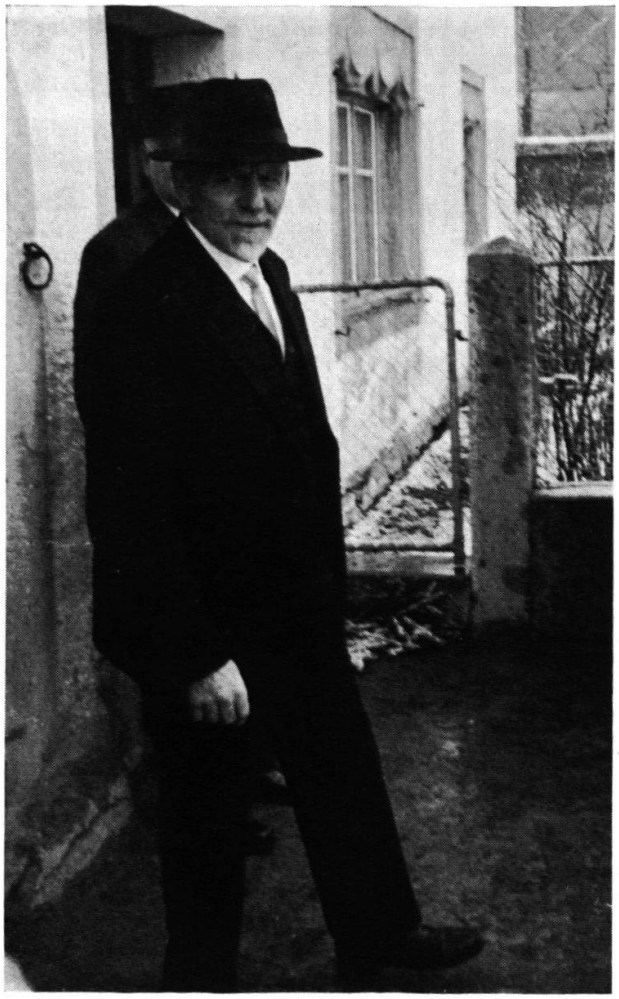
Meistens befindet sich in unmittelbarer Nähe der Schule oder sogar im gleichen Gebäude eine Kapelle oder ein Kirchgemeindesaal. Diese werden durch freiwillige Gaben der Mitglieder und Freunde gebaut und unterhalten. Die größte dieser Kapellen befindet sich in Les Mottes, Gemeinde Montfaucon, also in der Nähe der Schule La Pâturatte. Der Kirchenraum vermag rund 500 Personen zu fassen (siehe die Abbildung). Es befinden sich im gleichen Gebäude ferner ein geräumiger Speisesaal mit Küche, ein Schlafsaal, der zirka 30 jungen Leuten Platz bietet, und eine Wohnung, welche als Amtswohnung des Lehrers dient. Weitere Kapellen stehen in La Chaux-d'Abel, Jeangisboden, Moron, Courgenay und, jenseits der bernischen Kantonsgrenze, in der Nähe von La Chaux-de-Fonds. Daneben



Kapelle und Jugendheim Les Mottes — Les Rouges Terres in den Freibergen. *Oben:* Äußeres. *Unten:* Gottesdienstraum.







Oben: Hof La Pâturatte, der Anbau links ist das Schulhaus
Links: Täuferbauer

sind aber noch eine ganze Reihe kleiner Gemeinschaftsräume in Privathäusern, wo in regelmäßigem Turnus eine Art Diaspora-Gottesdienste abgehalten werden.

Die Gottesdienste unterscheiden sich nach Form und Inhalt nicht wesentlich von den Gottesdiensten unserer Landeskirche, es sei denn darin, daß sie meistens von zwei Predigern gehalten werden, das heißt also, daß sie aus zwei Kurzpredigten bestehen. Die Taufgottesdienste allerdings können eher mit einer Konfirmation verglichen werden als mit einer landesüblichen Kleinkindertaufe, haben doch die jungen Leute in diesem Zeitpunkt gewöhnlich ihr 16. Altersjahr erreicht. Die Taufgottesdienste finden in den meisten Gemeinden an Ostern statt.

An besonderen Mitgliederversammlungen werden gemeinsam die Beschlüsse gefaßt, welche das kirchliche, aber weitgehend auch das kulturelle und wirtschaftliche Leben zu ordnen suchen. In den Gemeinderäumen finden auch Vorträge und Filmprojektionen statt, und hier werden des öfteren musikalische Veranstaltungen durchgeführt. In Les Mottes treffen sich Kinder und Jugendliche ebenfalls zu Freizeiten und Ferienlagern, und gelegentlich werden hier sogar Gemäldeausstellungen gezeigt.

Ihr Berufsleben

Noch vor 50 Jahren waren die Täufer fast ausschließlich Bauern oder Kleinhandwerker. Es darf aber wohl gesagt werden, daß die jurassische Landwirtschaft, die Vieh- und Pferdezucht in ihrer Entwicklung manches diesen Sonderlingen zu verdanken hat. Dies sei anhand unscheinbarer Beispiele kurz illustriert: Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts waren die Weiden oft so dicht von Ameisenhaufen übersät, daß man vielerorts darüber gehen konnte, ohne auch nur den Boden zu betreten. Auf diesen Schollen wuchs natürlich nur ein spärliches Spitzgras, das vom Vieh kaum gefressen wurde. Nur die Weiden der Täufer waren von diesen unwirtschaftlichen Erdhaufen gesäubert. Bald folgten andere Bauern und sogar ganze Gemeinden dem täuferischen Beispiel. Diese Ameisenhaufen wurden schließlich sogar als «Täufergringe» bezeichnet, und heute sind sie beinahe von den Juraweiden verschwunden, und mit ihnen scheint auch der Name mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten. — Das ursprüngliche Freibergerpferd war ein genügsamer, aber schwerfälliger Ackergaul. Die Täufer brauchten aber ein schnelles Perd, das sich sowohl als Reit- als auch als Wagenpferd eignete. Am Sonntag fuhr man eben mit Pferd und Wagen (Break) zum Gottesdienst, welcher oft in 10 bis 20 Kilometer Entfernung abgehalten wurde. Darum fingen die Täufer an, ein dazu geeigneteres, leichteres Pferd zu züchten, welches sich aber für die Feldarbeit nicht minder eignete. In welschen Kreisen sprach man zuerst verächtlich über dieses «Cheval Teufet» (Täuferpferd), aber bald züchtete man in den Freibergen ausschließlich diesen Pferdeschlag. — Auch die täuferische Umstellung auf Maschinen wirkte geradezu inspirierend. Als gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein Täufer die erste Mähmaschine anschaffte, schüttelte das ganze Dorf den Kopf und schimpfte über eine solche «Pferdeschinderei». Aber schon ein Jahr

später kamen zwei neue Maschinen dazu und nach 10 Jahren mähte niemand mehr von Hand.

Heute sind die Täufer längst nicht mehr ausschließlich Bauern. Viele arbeiten in Handel und Industrie. Ihre Handwerker haben Firmen gegründet, die weit über ihre jurassische Heimat hinaus bekannt sind, und in einer eigenen Uhrenfabrik erstellen Täufer Uhren, die nach ihrem geistlichen Vater Menno Simons «Men Sim» genannt werden.

So bilden die Täufer auch heute noch eine kleine Volksgruppe innerhalb ihres eigentlichen Heimatstaates. Sie haben im Laufe der Zeit ein vielseitiges Haus aufgebaut mit offenen Fenstern zur Umwelt und sie streben darnach, die schwachen Stellen zu verstärken, sind aber der Überzeugung, auf den einen, festen Grund gebaut zu haben.